

Dr. Barbara Knorpp

Ethnographische Betrachtung einer industrialisierten Heimat: Braunkohle und Hochhausarchitektur

I.

Meiner Erinnerung nach ist mir das Wort Heimat Anfang der 1970er Jahre zum ersten Mal begegnet. Meine Schulfreundin hatte mir einen Vers in mein neues Poesiealbum mit gelbem Lackeinband geschrieben, in Schönschrift: "Erst wenn Du in der Fremde bist/ Weißt Du wie schön die Heimat ist" (Poesiealbumspruch 1973). Ich erinnere mich an einen unzeitgemäßen und abgeklärten Spruch, der mich ärgerte, zumal sie *weist* ohne ß geschrieben hatte. Seinerzeit erschien mir der Begriff Heimat äußerst altmodisch, und zudem fragte ich mich, auf welche Schönheit sie sich wohl beziehen mochte, zumal unser Dorf im Westen Kölns inmitten eines Braunkohleabbaugebiets lag und in den 1950er Jahren zur Hälfte abgebaggert worden war. Handelte es sich doch um ein typisches Straßendorf, welches eine zu verwechselnde Ähnlichkeit mit seinen Nachbardörfern aufwies und zu nah an der Stadt lag, um ein selbstständiges kulturelles Eigenleben zu führen. Obwohl die Braunkohleindustrie viel Kapital in die Rekultivierung gesteckt und aus den riesigen Baggerlöchern wieder einigermaßen ansehnliche Landschaften gemacht, Seen angelegt und Wälder angepflanzt hat, ist die ursprüngliche Landschaft doch unwiederbringlich verschwunden.



Kerpen-Türnich liegt im hochindustrialisierten Teil des Rheinlandes in der Nähe von Köln und lebte bis zum Beginn der 1930er Jahre, als man mit dem industrialisierten Braunkohleabbau im Tagebaubetrieb begann, vor allem von Landwirtschaft und Viehzucht. Das Rheinland gehörte im Deutschland des ausgehenden 19. Jahrhunderts zu den am schnellsten entwickelten Industriegebieten, welche durch den Rhein, der von jeher als Wasserstraße und Verkehrrader diente, zusätzliche Vorteile besaßen. Industrielle Anlagen, die nahe am Rhein lagen, nutzten den Rhein als Verkehrsweg sowie als Wasserquelle. Andererseits ist das Rheinland, vor allem die Umgebung des südlichen Rheinlandes zwischen Koblenz und Bingen, für seine malerischen und romantischen Landschaften bekannt. Schon in der Romantik wurde die wilde, enge Flusslandschaft als ideale Heimat besungen und bedichtet – man denke nur an Werke von Clemens von Brentano und Heinrich Heine, oder an die romantisch geprägte Malerei, welche solche Landschaften mit ideeller deutscher Heimat gleichsetzten. Der Heimatbegriff der Romantik war eng mit Natur- und Landschaftserlebnissen verknüpft und hatte gleichzeitig einen direkten deutsch-nationalen Bezug. Die Sehnsucht nach der Einigkeit des deutschen Vaterlandes, die Sehnsucht nach

politischer Freiheit und sozialer Gleichheit, waren gewiss fest mit Heimatvorstellungen und Naturerfahrungen verbunden. Die Liebe zur Heimat drückte sich oft im direkten Umgang mit der Natur aus – so war etwa das Wandern ein Ausdruck der Liebe zum Vaterland und zur eigenen Heimat. Und gerade das Rheinland galt als ausgesprochen deutsche Kulturlandschaft. Auch in der Geschichte des Heimatschutzes – ein Begriff, den der Berliner Musikprofessor Ernst Rudorff 1897 in seinem Werk *Heimatschutz* zum ersten Mal erwähnte – spielt das Rheinland mit seinen mittelalterlichen Burgen eine ausgewiesene Rolle (Rudorff; Neuausgabe 1994). Der Drachenfels, der in den 1820er Jahren als Steinbruch für den in Köln zu vollendenden Kölner Dom dienen sollte, wurde zum Streitobjekt zwischen Steinmetzen, der lokalen Bevölkerung – die von einem bescheidenen Rheintourismus profitierte – und dem lokalen Verschönerungsverein, der die mittelalterliche Burg auf dem Drachenfels schätzte und schützen wollte. Die verschiedenen Nutzungsvorstellungen einer Kulturlandschaft eskalierten hier in einem eklatanten Streit, nachdem die mittelalterliche Burg 1827 durch die Arbeiten am Steinbruch teilweise zusammengebrochen war. Dieser Disput wurde schließlich durch den Eingriff des preußischen Königs Friedrich Wilhelm III. beigelegt, der den Drachenfels 1835 unter Denkmalschutz stellte, den ersten seiner Art. Die romantische Rheinstraße wurde zu einem der frühen deutschen Tourismusgebiete. Mit der Entwicklung der Dampfschiffahrt, die ab 1827 einen regelmäßigen Wasserverkehr zwischen Köln und Mainz ermöglichte, wurden um 1860 mehr als eine Million Touristen das Rheintal hinauf- und hinuntergeschifft. Bis 1913 hatte sich die Zahl der Touristen noch einmal auf zwei Millionen Touristen pro Jahr verdoppelt. Die Rheinromantik war zur Ware geworden. Rudorff beklagt in seinem Buch *Heimatschutz* (1897) die Ausbeutung von Naturlandschaften durch die industrielle Revolution und mokiert sich über die Entwicklung des Naturtourismus:

Keine Frage: Unter allen Ausgeburten der Fremdenspekulation ist keine schmälicher als die der Drahtseilbahn- und Zahnradbahnen, die die faulen Vergnüglinge scharenweise auf die Höhe der Berge zu schleppen haben und so viel Großstadtluft, so viel Weltplunder mit hinaufschleppen, daß von der Freiheit, die “auf den Bergen wohnt”, von lichtem Äther der Hochlandpoesie nichts mehr zu spüren bleibt. Wenn schon das Treiben dieser Art in den Alpen, namentlich in der Schweiz Anstoß erregt, wo selbst die reinen Schneegefilde der Jungfrau nicht mehr sicher sind vor den vermessenen Plänen der Ingenieure, so fällt in Deutschland bei den um so vieles geringeren Höhenverhältnissen unserer Waldgebirge jede Entschuldigung weg. Die Bahnen auf dem Drachenfels [...] sind ebenso viele Schandflecken der deutschen Landschaft [...] Ein für allemal müßten auf deutschem Boden jede Höhenbahn ausgeschlossen sein, mit der zumeist nur dem Bruchteil der Menschheit gedient ist, den man mit Fug und Recht Reisepöbel nennt, mögen die Sphären der Gesellschaft, aus denen er sich rekrutiert, so hoch oder so niedrig sein, wie sie wollen. Ohne Zweifel wird es in den unzähligen Gebirgs-, Touristen-, und Verschönerungsvereinen nicht an Leuten fehlen, die es ehrlich meinen mit ihrer Naturfreude. Auch wird man dankbar anerkennen müssen, daß von dieser Seite wiederholt Nennenswertes geschehen ist, um ein Stück schöner Natur zu retten. So verdankt man vor allem die Erhaltung des Petersberges im Siebengebirge, dessen schöne Gipfelinie durch Anlage von Steinbrüchen gänzlich zu vernichten drohte, tatsächlich den Bemühungen des Bonner Verschönerungsvereins, der durch den Ankauf kleiner Parzellen an

verschiedenen Punkten des Berges ein radikales Vorgehen der Industriellen vereitelte. Wenn nur dergleichen nicht so vereinzelt bliebe!
(Rudorff, Neuausgabe 1994:57-58).

Rudorffs Bemühen um die deutsche Landschaft trug zu Anfang des 20. Jahrhundert Früchte, als nationale Richtlinien entstanden, die den Umweltschutz und die Wahrung von Kulturgütern ganz entschieden prägen sollten. So wurden Regeln aufgestellt, die der totalen Ausbeutung von Naturgebieten Einhalt geboten, so etwa bei der Begradigung von Flüssen oder der Abholzung von großen Waldgebieten. Auch architektonisch wurde das Alte und Traditionelle nun eher bewahrt. Im ganzen Land entstanden lokale Heimatvereine, die sich dem Natur- und Landschaftsschutz sowie der Besinnung auf traditionelle Lebens- und Bauformen verschrieben hatten. Ursprünglich waren den Heimatvereinen Verschönerungsvereine, Geschichtsvereine und Altertumsgesellschaften vorausgegangen. Obwohl es im europäischen Ausland ähnliche Bestrebungen gab, so etwa in England mit der Gründung des *National Trust* im Jahre 1895 oder im benachbarten Frankreich die der *Société pour la protection des paysages et de l'esthétique de la France* (seit 1901), ging es im Heimatschutz immer gleichermaßen um Natur- und Kulturschutz. Dies hat mit einem Begriff von Heimat zu tun, der nicht nur die Wahrung lokaler Kultur bedeutete, sondern auch die umgebende Natur und Landschaft mit einschloss. Am Beispiel des Rheinlandes sind Heimat und Landschaft ganz eng miteinander verknüpft. Auch im westlichen Rheinland bestehen solche Konflikte, die durch den Braunkohletagebau noch schärfere Konturen annehmen, da ganze Landstriche durch industriellen Kohleabbau zerstört werden.

Kerpen-Türnich verlor in den 1950er Jahren seinen ausgeprägten Dorfmittelpunkt, die katholische Kirche, und etwa die Hälfte des Dorfes wurde Ende der 1950er Jahre zerstört und an anderer Stelle neu aufgebaut. 1970 entstand am südlichen Rand des Dorfes eine moderne Hochhaussiedlung, die den wachsenden Bedürfnissen nach neuem Wohnraum in Köln und Umgebung lindern sollte. Ähnliche Wohnanlagen entstanden überall in Deutschland und lagen bevorzugt an Stadträndern oder in Gebieten mit niedrigen Grundstückspreisen. Die *Wohnstadt*, wie ihn der Architekt bezeichnete und später von den Bewohnern in *Wohnpark* umgetauft wurde, weil dies einen hübscheren Klang und zudem einen Bezug zum angrenzenden Schlosspark hatte, bestand aus 640 Wohnungen und 25 Bungalows, was dazu führte, dass die Einwohnerzahl Kerpen-Türnichts innerhalb kurzer Zeit von 1793 auf 3089 Einwohner stieg. Das Grundstück, das dem ansässigen Grafen Eugen von und zu Hoensbroich gehörte und wegen zu häufiger Überschwemmungen des Flusses Erft als Sumpfland galt, war nicht gerade ideal, wurde aber schließlich, trotz der Nähe zur Einflugschneise der amerikanischen Luftflotte in Nörvenich, bebaut. Der Wohnpark, ein ehrgeiziges Projekt des jungen Architekten Claus Ullrich, entspricht in vielem einer modernen Architektur, die sozialen Idealismus mit modernem Gedankengut verband. Ullrich hatte wie andere junge Architekten seiner Generation viele Ideen moderner Architektur übernommen und sah in dieser neuen Bauweise Chancen zur Veränderung althergebrachter Strukturen. Einige Ideen blieben auf dem Papier und wurden nie verwirklicht. In einem Zeitungsartikel von 1973 wird Ullrichs Idee des Zusammenlebens von Jung und Alt näher erläutert (Flemm 1973). Er schlug vor, einige Wohnungen für Menschen über 65 Jahre für 65 Deutsche Mark im Monat zu vermieten, eine unterdurchschnittlich preiswerte Miete. Dafür sollten die Pensionäre sich in der Wohnungsgemeinschaft aktiv engagieren, so als Babysitter oder Tennisplatzwarte, oder sich in den Grünanlagen nützlich machen. Eine andere Idee

blieb ebenfalls Konzept. Das gemeinsame Halten von Haustieren wie Ponys wurde nie in die Wirklichkeit umgesetzt. Ullrich setzte aber immerhin durch, dass statt der üblichen Zierpflanzen in den weitflächigen Grünanlagen der Siedlung auch Obstbäume gepflanzt wurden. So gibt es Kirsch-, Nuss- und Mirabellenbäume, zu denen die Bewohner gleichermaßen freien Zugang hatten. 1970 schreibt der Architekt:

Wird die Wohnstadt Türnich ihren Bewohnern nicht nur von der örtlichen Umgebung her, sondern aus dem Erlebnis des gemeinsamen Wohnens in dieser Siedlung eine Heimat werden? Die Zeit wird es zeigen.

Langen, den 27.10.1971

Freies Wohnungsunternehmen

Dipl. Ing. C. Ullrich"

(Brief des Architekten nach der Einweihung des Wohnparks im Oktober 1971, nachgedruckt für die Ausstellung '30 Jahre Wohnpark' in Kerpen-Türnich, Mai 2002).



Wie lässt sich der Heimatbegriff in einer solch extremen Umwelt, einer total veränderten Landschaft, die allem, was gemeinhin als 'natürlich' empfunden wird, zuwider zu laufen scheint, angesichts einer solchen künstlichen 'Stadt' also, überhaupt definieren?



Lässt sich der Heimatbegriff, der aus seiner Geschichte heraus oft mit ländlichen Gebieten sowie mit Idylle und Schönheit der Natur verbunden war, auf ein Raumgefüge, welches weder eindeutig dem Urbanen noch dem Dörflich-Ländlichen zuzuordnen ist, überhaupt anwenden? Wie empfinden die Bewohner Kerpen-Türnichs den Sinn von *Heimat* – und ist dieser Begriff nach all seiner komplexen und oft schwierigen sowie angreifbaren Geschichte, vor allem in Bezug auf das Dritte Reich und auf Fragen der nationalen Identität nach der Wiedervereinigung beider deutscher Staaten, noch regenerierbar?

Dem folgenden Teil des Beitrags liegt eine ethnologische Untersuchung zugrunde, die sich mit dem Heimatbegriff in Zusammenhang mit moderner Architektur, Industrialisierung und Geschichtsbewusstsein auseinandersetzt. Nach einer *dichten Beschreibung*, wie dies der amerikanische Anthropologe Clifford Geertz (1983) einmal genannt hat – der Geschichte des Wohnparks und seiner Bewohner – wird es im Folgenden um den Heimatbegriff in seinen weiteren Bedeutungszusammenhängen gehen, die eng mit der Modernisierung Ende des 19. Jahrhunderts verbunden sind. Merkmale einer ethnographischen Untersuchung aber sind: sie ist "deutend" und sie ist "mikroskopisch" (Geertz 1983:30). Die Ethnologie arbeitet traditionell mit der Methode der teilnehmenden Beobachtung über einen längeren Zeitraum, welcher hier visuelle Erfassungsmethoden, Photographie und Film hinzugefügt wurden. Traditionell befasst sich die Ethnologie eigentlich mit der nichtwestlichen Welt, was damit zusammenhängt, dass die Ethnologie aus der Eroberung fremder Länder, aber auch aus Länderbeschreibungen im Sinne Alexander von Humboldts und dem Kolonialismus hervorgegangen ist. Die Geschichte der Ethnologie mit ihren Ursprüngen in den westlichen Expansionsbestrebungen ist in zunehmendem Maße,

vor allem seit den 1960er Jahren, kritisch beleuchtet und hinterfragt worden. Gerade dieser Zusammenhang zwischen westlichem Kolonialstreben und einer Begeisterung für das Exotische hat zu entscheidenden Fragen der Machtverhältnisse zwischen Forscher und Forschungsgegenstand geführt. Die *anthropology at home*, also die Ethnologie daheim, im eigenen Land, am eigenen Ort, war eine der Bestrebungen, von konventionellen Bereichen abzurücken und sich der eigenen Heimat wissenschaftlich zu nähern. Im Folgenden handelt es sich also um ein Stück mitteleuropäischer Ethnologie, in der die Verfasserin sich mit der eigenen Heimat beschäftigt und somit Forscher und Forschungsgegenstand einander "überschneiden" bzw. beeinflussen. Natürlich befasst sich die Ethnologie seit langer Zeit auch mit dem städtischen Raum, was unter anderem dem Einfluss der amerikanischen Stadtforschung der 1920er Jahre geschuldet ist – man denke nur an Soziologen wie Louis Wirth, Robert E. Park oder später R.W. Burgess von der *Chicago School of Sociology*, die sich, hier Georg Simmels *Soziologie der Moderne* und seiner Idee der *Mikroskopie* folgend, mit Migration, Wohnen, Gewalt und Konfliktforschung beschäftigten. Dennoch ist die Ethnologie selten mit hochindustrialisierten Gebieten befasst, und ein Raumgefüge, welches wirklich weder eindeutig ländlich noch eindeutig städtisch zu nennen ist, hat bislang wenig Beachtung gefunden. Der französische Anthropologe Marc Augé (1995) hat diese Orte, die sich überall auf der Welt zu gleichen scheinen, wie Vororte, Flughäfen, Hotelzimmer, Innenstädte oder Supermärkte, *Non-Places* genannt, Nicht-Orte. Wie ist es angesichts der Unzahl dieser Nicht-Orte möglich, eine Heimat zu empfinden? Was passiert an einem Ort, an dem die Landschaft zerstört, alte Dorfstrukturen auseinander gerissen und legohaft an anderer Stelle wieder aufgebaut werden? Heimat ist sicher ein Wort, an dem sich Widersprüche zeigen und reiben. *Einen alten Baum verpflanzt man nicht*, oder: *Wir lassen unsere Heimat nicht verheizen* sind Metaphern, an denen sich lange Streitigkeiten zwischen Bewohnern und Braunkohleindustrie entzündeten – und noch immer entzündeten.





Heimat, Beheimatung und Verwurzelung deuten auf einen Prozess der Vernatürlichung hin, etwas, was außer Frage zu stehen scheint, da es angeblich der Natur des Menschen entspricht, "Wurzeln zu schlagen". Allerdings handelt es sich hier, mit Distanz betrachtet, um einen Diskurs, der ideologisch behaftet ist. Denn was ist, wenn wir weiterdenken, eine "schöne natürliche" Landschaft, ein "natürliches" Dorfgefüge, oder eine "natürliche" Beziehung zum Dorf? Auf seine Beziehung zu seiner Kultur und seinem Land hin befragt, sagte der iranische Schriftsteller Salman Rushdie einmal etwas ärgerlich: "Sind wir vielleicht einem Baum vergleichbar, der seine Wurzeln schlägt? Schauen Sie unter meinen Sohlen, sind dort Wurzeln zu sehen? Wächst dort tatsächlich etwas, was mich an die Erde bindet?"

Solche Bilder von Kindheitslandschaften und Naturerlebnissen sind Teile unserer Erinnerung – oder dem, was wir Erinnerung nennen. Hier spielen die Medien, also die Bilder, denen wir tagtäglich ausgesetzt sind, eine bedeutende Rolle. War bislang im Bezug zur Heimat von Poesie und Malerei die Rede, so hat der Begriff der Heimat auch in anderen, moderneren Formen eine wichtige gesellschaftlich-politische Bedeutung gespielt. Die rapiden Veränderungen im industrialisierten Deutschland und die wachsende Verstädterung, vor allem vor dem Ersten Weltkrieg, hatte eine Sehnsucht nach Brauchtum und Tradition zur Folge, die sich auch in der Literatur niederschlug. Heimatliteratur beschäftigte sich mit der ländlichen Provinz und beschwor die Dorfgemeinschaft und das bäuerliche Leben als verlorenes Ideal. Solche Themen waren äußerst beliebt und Heimatromane wurden rasch zur Massenerliteratur. Während die Zahl der Bevölkerung, die tatsächlich von der Landwirtschaft lebte, drastisch zurückging, stieg die Begeisterung für ein Genre, das eine heile Welt versprach, alte Ordnungen wieder herzustellen und gleichzeitig herrliche Sinneserlebnisse zu bescheren schien. Der durchschlagende Erfolg von Heimatliteratur wurde ab den 1920er Jahren auch für das Kino umgesetzt, und bald strömten die Besucher in die Kinos, um sich dem Vorgänger des Heimatfilms, dem Bergfilm nämlich, zu widmen. Die Bergfilme der 1920er Jahre zelebrierten die Allmacht der Natur und hatten den Kampf der Menschen gegen die allmächtigen Naturgewalten zum Thema. Man erinnere sich zum Beispiel an frühere Filme mit Louis Trenker (*Der Berg des Schicksals* 1924; *Der Kampf ums Matterhorn* 1928; *Berge in Flammen* 1931) oder die frühen Filme von Leni Riefenstahl wie *Der heilige Berg* (1926) oder *Das blaue Licht* (1932). Der Heimatfilm bediente sich ähnlicher Bildmuster. Gleichzeitig kam die Umsetzung des Bauerntheaters und des Lustspiels als Einfluss hinzu und bald gestaltete sich der Heimatfilm als selbstständiges Genre, das bis heute als eines der erfolgreichsten deutschen Genres überhaupt gilt. Der Heimatfilm der 1950er Jahre nimmt den Rückbezug auf das Landleben wieder auf und so werden "typisch deutsche" Heimatlandschaften wie die Lüneburger Heide oder

der Schwarzwald und eben auch das Rheinland rasch zur beliebten Landschaftskulisse für recht banale Spielhandlungen, an deren Ende stets ein Happy End steht. Während der 1950er Jahre war der Heimatfilm nicht nur deswegen beliebt, weil man getrost die damalige Nachkriegszeit mit Wohnungsmangel und Wiederaufbau vergessen konnte, sondern weil der Heimatfilm auch als Utopie eine wichtige Rolle spielte. Im klassischen Heimatfilm der 1950er Jahre wurde das deutsche Wirtschaftswunder und die wachsende Mobilität, vor allem die zunehmende Anzahl privater Pkws, zelebriert. Heimatlandschaften wurden dabei oft aus Autofenstern und im Vorbeifahren dargestellt. Es ist daher nicht verwunderlich, dass Automobil-, Film- und Tourismusindustrie Hand in Hand arbeiteten. Nun haben jedoch Bilder, die mit Heimat zu tun haben, eine Geschichte, und es ist Zweck der visuellen Ethnologie, sich dieser Geschichte bewusst zu werden. Was wir als "Schönheit" empfinden oder was als "Tradition" wahrnehmen, ist Ausdruck unserer Kultur und fest eingebunden in ein Wertesystem, das unserer eigenen Kultur zueigen, nicht aber menschliches Allgemeingut ist. Das Alte zu bewahren und darauf Acht zu geben, ist nicht nur eine moralische Notwendigkeit, sondern auch eine Form der kulturellen Wertschätzung. In Japan zum Beispiel ist man alten Wohnhäusern gegenüber misstrauisch. Denn im alten wohnen die Geister der ehemaligen Bewohner und man beginnt dann lieber von Neuem. Der leere Bauplatz wird von einem Schamanen gesegnet, vom Alten befreit und rituell gereinigt und kann danach beruhigt neu bebaut werden. Häuser, so sagte einer meiner Informanten in Türnich, hätten etwas beunruhigend Permanentes an sich, als müsse man dort bleiben, eine ewige Treue halten, der Heimat dienen. Wohnungen dagegen, so einige Wohnpark-Bewohner, hätten etwas Vorübergehendes, Flüchtiges an sich, etwas für den Übergang. Theodor W. Adorno schrieb in seinem Buch *Minima Moralia: Reflexionen aus dem beschädigten Leben* von 1951 etwas überspitzt: "Eigentlich kann man überhaupt nicht mehr wohnen" (Adorno 1951:40). Und an anderer Stelle "Das Haus ist vergangen" (Adorno 1951:41). Im folgenden Teil soll es um die Verbindung des Heimatbegriffs mit dem Utopiegedanken moderner Architektur gehen. Am Beispiel der Geschichte des Wohnparks von seinen Anfängen in den frühen 1970er Jahren bis zu neueren Entwicklungen soll die ambivalente und oft auch widersprüchliche Bedeutung des Heimatbegriffs für die Bewohner dargestellt werden.

II.

Der Wohnpark und die Utopie moderner Architektur

"Architektur insgesamt ist und bleibt ein Produktionsversuch menschlicher Heimat"
(Bloch 1973:871)

Soziales Leben in der Stadt oder auf dem Land wird vielfach als unterschiedlich empfunden, und verschiedene Wertvorstellungen entzündeten sich oft an klischeehaften Ideen eines typischen Land- oder Stadtlebens. Städtischer und ländlicher Raum sind traditionell mit verschiedenen Zugehörigkeitsbegriffen und Heimatgefühlen verbunden. Während die Stadt oft mit Anonymität, Liberalität, Kosmopolitismus und einem Mangel an kommunaler und sozialer Kontrolle verbunden wird, versprechen Vorstellungen vom Land scheinbar Gemeinschaft, soziale Kontrolle, (gute) Nachbarschaft, sowie Permanenz und Verbundenheit. Der amerikanische Soziologe Louis Wirth von der Chicago School stellte 1938 in seiner richtungsweisenden Studie zur städtischen Kultur fest, dass die "ökologischen Bedingungen von Dichte,

Permanenz und Heterogenität eine Welt der unpersönlichen, oberflächlichen und vorübergehenden Beziehungen schafft" (zitiert nach: Merry 1988:63). Soziale Distanz, so erklärte Wirth weiter, führe zu einer Abwesenheit von sozialer Kontrolle durch die Gemeinschaft allgemein als auch durch den Familienverbund (Merry 1988:63). Wirths Studie ist inzwischen vielfach angefochten worden, da sie auf traditionelle Bilder und Gegensatzpaare von urbanem und ländlichem Dasein zurückgreift. Vor allem die Stadtethnologie mit ihren detaillierten Studien über bestimmte Stadtviertel hat darauf aufmerksam gemacht, dass der städtische Raum durchaus von Intimität, sozialen Strukturen, Gemeinschaftssinn und Nachbarschaft geprägt sein kann. Heimatgefühl, so haben Umfragen belegt, hat nicht unbedingt etwas mit Ländidylle und Landschaft zu tun, sondern kann auch einer Stadt und städtischem Leben entgegengebracht werden.

Übersehen werden bei derlei Untersuchungen die Herausbildung neuer Raumgefüge, die weder als ganz ländlich noch ganz städtisch gelten können. Die Entwicklung neuer Transportmechanismen, die Anbindung ländlicher Gebiete an öffentliche Verkehrsnetze, und vor allem die erhöhte Chance, ein eigenes Auto zu besitzen, haben städtische und ländliche Gebietsstrukturen einem großen Wandel unterworfen. Auch haben die Erfindungen des digitalen Zeitalters Kommunikationswege und Kommunikationsarten sehr verändert, so dass soziale Beziehungen selbst nicht mehr nur auf direkten Kontakt angewiesen sind, sondern es ein buntes Nebeneinander von imaginären, realen und digitalen Beziehungen gibt, die vom Raumgefüge unabhängig sind. Eine wachsende Mobilität hat auch zur Folge, dass Menschen nicht mehr am selben Ort wohnen, arbeiten und ihre Freizeit verbringen – auch hier haben sich die Dinge entschieden verändert. Le Corbusiers Vision vom menschlichen Heim als Maschine korrespondiert mit der Vorstellung des Autos als zweite Heimat – wir leben sozusagen in einer Ansammlung verschiedener Maschinen: der Büromaschine, der Kinomaschine, der Kirchenmaschine, der Schulmaschine oder der Turnhallenmaschine, wobei Letztere tatsächlich schon etwas maschinenhaftes bekommen hat. Diese Maschinen sind vollständig austauschbar und mobil, so jedenfalls die utopische Vorstellung vom modernen Leben. Mit diesem Maschinengedanken, welcher der Rationalität des Industriezeitalters entspringt, soll auch die Architektur entsprechend modern und vernünftig sein.

Der "*Wohnstadt*", dem Wohnpark in Kerpen-Türnich, lag dieser Grundgedanke der Planbarkeit von menschlichem Wohnen zugrunde und wurde deshalb eben als 'Stadt' geplant, die autonom funktionieren sollte. Die Wohnstadt erhielt daher einen eigenen Supermarkt, eine Apotheke, ein Hotel, ein Restaurant, öffentliche Waschsaloons, Clubräume, einen konfessionslosen Kindergarten, einen Wochenmarkt, eine Bowlingbahn, Sportanlagen, eine Sauna, Tiefgaragen und eine Bibliothek. Der Zuzug von etwa 2000 Neubewohnern fand im Dorf wenig Anklang. Ein Dorfbewohner erinnert sich: "Als ich ein Kind war, spielte ich oft am Dorfrand zwischen den Pappeln und auf dem freien Feld. Als der Wohnpark gebaut wurde, war es mit der Idylle vorbei." (*Kölner Rundschau*, 14.5.2002). Es gab auch konfessionelle Unterschiede, welche die Beheimatung der Neubewohner schwierig machten. War die Mehrzahl der Dorfbewölkerung katholisch und sprach den örtlichen rheinischen Dialekt, kamen "die von die Hochhäuser", wie die Dorfbewohner sie oft geringschätzig nannten, aus unterschiedlichen Gebieten Deutschlands und gehörten teilweise der evangelischen Kirchengemeinde an. Das 1974 von der Gemeinde Türnich herausgegebene Heimatbuch erwähnt den Wohnpark nur flüchtig:

In Türnich-Süd wurde am Ortsausgang in der Nähe der Bundesstraße 264 in den letzten Jahren ebenfalls ein Groß-Wohnungsbauprojekt verwirklicht. Dort leben inzwischen fast 2.000 Bewohner in rund 600 Wohnungen. Auch diese Anlage bietet ein geschlossenes Bild und hat wegen des unmittelbar benachbarten Schloßparkes und der nahen Erftaue einen hohen Freizeitwert. Die [...] großen neuen Wohnbereiche am Schloßpark Türnich [...] brachten natürlich einen größeren Bevölkerungszuwachs und insbesondere im Grundschulbereich erneut Probleme mit sich.
(Hennebühl 1974:107)

Die einzige fotografische Darstellung im Buch zeigt eine Abbildung des örtlichen Schlossparktores, durch dessen Gitter man schemenhaft die moderne Architektur des Wohnparks erkennt. Hier wird die scheinbare Unvereinbarkeit von traditioneller Bauweise – hier am Beispiel des im 19. Jahrhundert entstandenen Schlossparks – mit moderner Hochhausarchitektur deutlich gemacht. Viele Dorfbewohner betraten den Wohnpark grundsätzlich nicht, da er ohnehin am südlichen Dorfrand lag und somit keinen Durchgangsweg aufwies.

Die Wohnungen waren modern, mit langen Balkonen und Laubengängen ausgestattet und waren hell und geräumig. Die Größe der Wohnungen variierte zwischen 27 m² und 137 m². Der Historiker Paul Bischof erinnert sich:

Wir gehören zur so genannten Mayflower Generation. Wir mussten die Anfänge des Wohnparks überstehen, als es zum Beispiel hier im 10. Stock noch keinen Aufzug gab und wir die Möbelpacker bestechen mussten. Wir hatten vorher in Köln gewohnt, in einer kleinen Wohnung, und wünschten uns etwas Neues. Uns gefiel das Design und die Tatsache, dass die Wohnungen hell und modern waren und wir mochten die Nähe zur Stadt. In Köln ist immer etwas los kulturell.
(Interview August 2001)

Während für seine Frau Louise Kerpen-Türnich Heimat geworden ist, bleibt für ihren Mann der Geburtsort Aachen seine eigentliche Heimat, wo er neben dem Verein *Heimatfreunde Kerpen* ebenfalls seit vielen Jahren im örtlichen Heimatverein engagiert ist.

Eine ältere Mitbewohnerin, Frau Anna Berg, 1909 in Thüringen geboren, war alleinstehend mit zwei erwachsenen Kindern, nachdem sich ihr Ehemann nach dem Krieg von ihr hatte scheiden lassen. Sie war wie viele ihrer Landsleute aus dem Osten geflüchtet und hatte sich nach dem Krieg in Köln niedergelassen. Sie mochte die Wohnung auf dem Land, die geräumig und erschwinglich war. Als sie 1971 in ihre eigene Wohnung einzog, war sie Ende 60 und bereits pensioniert. Als Hobbymalerin sagte sie zum Anfang ihrer Zeit im Wohnpark: "Das Erste, was ich gleich gemacht habe, war meine alte Thüringer Heimatlandschaft auf die Wohnzimmertapete zu malen." (Interview August 2001)



"Es hatte etwas von einer Schlafstadt am Anfang", erzählt der pensionierte Architekt Heinz Fest, der zusammen mit seiner Frau Hilla 1971 eine Wohnung gekauft hatte. "Vor allem für uns Männer, die zur Arbeit gingen, uns schien es, wir kämen nur zum Schlafen hierher." (Interview September 2001)

Die Ansichten der Hausfrauen, die damals als erste Generation eingezogen waren, unterscheiden sich deutlich von den Erfahrungen der Männer. Frau Elisabeth Fischer mietete eine Wohnung im Wohnpark, weil ihr Mann Hannes beruflich versetzt worden war.

Ich fand es fürchterlich. Ich hasste es hier. Da saß ich mit meinen zwei Kindern, alles im Bau. Ich erinnere mich, meine Kinder saßen auf einem Berg Bauschutt draußen. Ich war aus Stuttgart hergezogen, was ich über alles liebte, und ich dachte bei mir, was um aller Welt mache ich bloß hier!" (Interview August 2005).

Hilla Fest, eine Nachbarin, hatte positivere Erfahrungen:

Zuerst mochte ich es nicht hier, aber nachdem ich einige Nachbarn kennengelernt hatte, fühlte ich mich allmählich mehr u Hause [...] Heimat ist ein Prozess, da braucht es seine Zeit und bedarf es viel Geduld. Ich entschied mich, mich in der katholischen Gemeinde zu betätigen, ich wurde zum Beispiel Mitglied in einem Turnverein für Frauen, mit deren Mitgliedern ich immer noch befreundet bin [...] Heimat hat auch mit der Freude am Schaffen zum tun, mit Einsatz und mit dem Lauf der Zeit. Auf der einen Seite kann Heimat auch viel Mühe bedeuten und es braucht viel an Zeit und Energie. Auf der anderen Seite steht Heimat für Entdeckung, es ist ein stetiges Geben und Nehmen, ein Weben möchte ich es mal nennen [...] Daher war es für mich wichtig, an Dingen teilzuhaben. Ich begann in der katholischen Kirche zu helfen, ich machte Krankenbesuche für die Kirche, auch natürlich, um Menschen zu treffen, um Kontakte zu knüpfen. Ich gebe das ja auch ganz offen zu, das war für *mich* [...].

Wir haben uns aber auch wirklich bemüht, zum Beispiel mit der Gründung der Spielstube hier für die Wohnparkkinder, es gab ja noch keinen Kindergarten, also machten wir das alles selbst. (Interview September 2001)

Ihre Freundin Marie Laroche pflichtet ihr bei:

Wir hatten eine Menge Energie damals, nicht wie die Mütter heute, die nur auf der Bank hocken und rauchen und ihren Kindern beim Sandspielen zusehen. Wir haben eine Menge Dinge verwirklicht. Wir gründeten die Spielstube, richteten sie alleine her und wechselten uns mit der Betreuung der Wohnparkkinder ab. Es gab ja noch keinen Kindergarten hier. Mir hat es hier

von Anfang an gefallen. Ich bin gerne hergezogen. Türnich ist meine Heimat. Ich mochte die Wohnungen, sie gefielen mir sofort, so großzügig geschnitten und offen. Ich mochte die großen Fenster. Ich hab es nicht so mit Häusern. Häuser, so schön sie manchmal sind, haben immer etwas Beengendes an sich. Ich fühle mich eingesperrt, wenn ich keine Leute sehe, ich brauche Leute um mich herum.

(Interview September 2005)

Hedwig Fest hat ähnliche Ansichten:

Ich bin nicht im Geringsten daran interessiert, ein Haus zu besitzen. Wenn ich beispielsweise meine Schwiegermutter besuche – sie hat einen sehr schönen Bungalow mitten im Grünen und es ist sehr friedlich dort, man hört gar nichts – und ich bin ein paar Tage dort zu Besuch und sehe aus dem Fenster nur Grün, Grün, Grün, dann werde ich verrückt und ich muss weg. Ich bin lieber im Geschehen, dann fühle ich mich wohler [...] Ich wollte immer so wie in der Stadt leben und trotzdem auf dem Lande sein.

Für einige Bewohner des Wohnparks spielen auch ethische Fragen eine Rolle. Heinz Fest sagt, wenn jeder ein Eigenheim mit Garten besäße, „würde die Welt nur noch aus Beton bestehen“ (Interview 2001). Wohnen im Wohnpark bedeutet daher für einige seiner Bewohner auch eine Art ethisches Wohnen, weil Wohnraum mit anderen geteilt werde. Häuser dagegen werden als egoistisch empfunden, als etwas Selbstsüchtiges:

Wenn die Leute sagen, ein Haus, das besitzt man, das gehört einem dann wirklich, dann hat das für mich etwas Beschränkendes an sich. Man sollte nicht so festkleben, es fehlt einem dann schnell der Sinn für eine gewisse Weltoffenheit [...] Mein Bruder, der sagt immer zu mir, Hilla, Du vergisst Deine Scholle. Diese Engstirnigkeit findet man genauso bei diesen Heimatvertriebenenverbänden, Heimat als Scholle, daher sage ich eigentlich lieber mein Zuhause. Heimat ist so ein schweres Wort.

(Interview Hilla Fest 2001)

Hier wird deutlich, dass Definitionen von Heimat sich oft widersprechen und in Konflikt geraten. Während für Hilla Fests Bruder die Heimat einer Verpflichtung gleichkommt, die man gegenüber seiner "Scholle" lebenslang zu pflegen hat, besitzt für Hilla die Metapher der Scholle, der Platz wo man herkommt, etwas Beengendes, Bedrückendes. Das Gefühl des "Dableiben-Müssens" ist – zumindest in Deutschland! – oft mit dem Besitz eines Eigenheims verbunden. In den Vereinigten Staaten oder in Großbritannien bedeutet der Kauf eines Hauses nicht unbedingt, dass man sich für immer an diesen Ort bindet. Der Kauf eines Hauses ist dort mehr eine Kapitalinvestition, und im Durchschnitt zieht beispielsweise in den Vereinigten Staaten eine Familie alle drei Jahre um (Relph 1976:83). Kaufen und Verkaufen ist ein normaler Bestandteil amerikanischer Wohnkultur. Wohnungen haben in Deutschland dagegen einen weniger permanenten Charakter an sich. Wohnungen werden oft als Übergang verstanden – eine Tatsache, mit der sich manche Bewohner besser identifizieren können, wenn es um den Erwerb von Grundeigentum geht. Ganz auf Wohnungen ausgerichtet, vermittelt der Wohnpark den Bewohnern somit ein ganz

spezielles Gefühl der Gemeinschaft, die durch die besondere moderne Architektur akzentuiert wird.

"Heimat heißt natürlich auch Konflikte austragen," so Herr Laroche. "Da gibt es immer mal wieder etwas, wo man sich nicht einig ist. Da habe ich doch festgestellt, dass die Bewohner Kurz und Schreck den Familien verboten haben, dass ihre Kinder Ball spielen. Das steht aber in keiner Hausordnung. Das muss jetzt erst mal öffentlich gemacht werden." (Interview 2006).

Die Laubengänge, die zu den Wohnungen führen, sind frei zugänglich und einsehbar. Trotz der Größe der Häuser, von denen das höchste bis zum 11. Stock reicht, wirkt die Architektur eher leicht, filigran und licht. Diese Tatsache rührt von der besonderen Leichtbauweise her, die stark von der Bauhausbewegung sowie von der amerikanischen *New Style Architecture* beeinflusst ist. Großflächige Aluminiumflächen verstärken den Eindruck scheinbarer Leichtigkeit, und die Vorderfassaden sind durch ihre Laubengangbauweise weniger klotzig und schwer. Die Wohnsiedlung ist um drei große Innenhöfe gebaut, wo Spielbereiche sich mit großzügig angelegten Gartenanlagen abwechseln. In Vielem dient die Architektur der Kommunikation der Bewohner. Trotzdem sind die Wohnungen an sich so abgeschlossen, dass sich ein Gefühl von Privatheit einstellen kann und Kommunikation mit den Nachbarn eher etwas Freiwilliges bleibt.

In der Entwicklung der modernen Architektur ist eine neue Heimat angedacht. Hilde Heynen stellt in ihrem Buch *Architecture and Modernity* (1999) die These vor, dass Modernität mit dem Bild einer Utopie zu tun habe, das sich auch in der modernen Architektur niederschlägt. Grundsätzlich sieht sie in der Modernität den steten Glauben an eine bessere Zukunft (Heynen 1999:120). Ernst Blochs *Das Prinzip Hoffnung* (1973) folgend, erörtert Heynen, wie der Utopiegedanke und die moderne Architektur zusammenkommen. Jedes Werk der Architektur, so hatte Bloch in seinem Werk behauptet, diene der Beheimatung und sei ein Stück Utopie. Heynen schlägt hier einen Bogen von der Architektur zur Kunst, mit der sich auch Bloch intensiv befasst hatte. Die Kunst, so heißt es bei Bloch, ist eine Art "Vorschein". Die Kunst, schlägt Heynen nun vor, sei die noch nicht gewordene, noch unfertige Heimat (Heynen 1999:119).

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass aus den Betrachtungen zwar keine eindeutige Definition des modernen Heimatbegriffs hervorgeht, sich aber durchaus auf abstrakter Ebene Gemeinsamkeiten feststellen lassen. Während in der Literatur Heimat oft mit Harmonie gleichgesetzt wird, ist der Heimatbegriff, wie er hier bei den Bewohnern des Wohnparks hervortritt, ein zukunftsgerichteter Begriff. Eine Harmonie, d.h. das friedliche Zusammenleben verschiedenster Menschen, wird zwar immer wieder angestrebt, bleibt aber stets in Aktion. Heimat bedeutet hier die Arbeit, die nötig ist, Konflikte zu lösen und beizulegen. Heimat ist Tat, nicht Zustand. Heimat ist Wandel, nicht Stillstand.

Literatur

Adorno, Theodor W. (1951) *Minima Moralia: Reflektionen aus dem beschädigten Leben*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Augé, Marc (1995) *Non-Places, Introduction to an Anthropology of Supermodernity*, London: Verso.

- Bloch, Ernst (1973) *Das Prinzip Hoffnung*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Flemm, Klaus (1973) 'Alte Leute sollen nicht in ein Ghetto: Ein Bauherr bietet das Leben in der Gemeinschaft für wenig Geld', *Kölner Stadtanzeiger*, Samstag/Sonntag 5./6. Mai.
- Geertz, Clifford (1983) *Dichte Beschreibung: Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt: Suhrkamp.
- Heynen, Hilde (1991) *Architecture and Modernity: A Critique*, Cambridge: MIT Press.
- Henneböhl, Franz (1974) '1945-1975: Drei Jahrzehnte Aufbauarbeit', In: Gemeinde Türnich (ed.) *Türnich im Wandel der Zeit*, Türnich: Gemeinde Türnich, 83-109.
- Merry, Sally Engle (1988) *Urban danger: Life in a neighbourhood of strangers*, In: *Urban Life, Readings in Urban Anthropology*, (eds.) Georg Gmelch and Walter R. Zenner, Prospect Heights: Waveland Press, 63-72
- Mitscherlich, Alexander (1965) *Die Unwirtlichkeit unserer Städte*, Frankfurt a M.: Suhrkamp
- Relph, Edward (1976) *Place and Placelessness*, London: Pion.
- Rudorff, Ernst (1994) *Heimatschutz*, St. Goar: Reichl.
- Ullrich, Claus (1971) *Wohnstadt am Schloßpark in Türnich, ein Siedlungsprojekt und ein Versuch, auch außerhalb seiner vier Wände zu wohnen*, offener Brief vom 27.10.1971.